



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters

Lübke, Wilhelm

Leipzig, 1873

IV. Der Uebergangstyl.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76607)

IV.

Der Uebergangsstyl.

(1200 — 1250.)

Gegen das Ende der romanischen Bau-Epoche mischen sich manche freiere, selbst willkürliche Formen in die strengere romanische Bauweise, wodurch eine Architektur entsteht, der man den Namen des „*Uebergangsstyles*“ gegeben hat. Man wollte dadurch ausdrücken, dass die Werke dieser Gattung einen Uebergang vom romanischen Styl in den gothischen bilden. Dies ist aber höchstens in chronologischem Sinne richtig, da allerdings in Deutschland an vielen Orten dem gothischen Styl jene Uebergangsformen vorausgehen. Vielfach bestehen dieselben jedoch neben der Gothik anfänglich noch fort und werden erst allmählich durch dieselbe verdrängt. Während nämlich im nordöstlichen Frankreich aus den verschiedenen Ergebnissen der heimischen Bauschulen romanischen Styles der gothische hervorging, brachte man es in Deutschland selbständig nur zu einer Nachblüthe des romanischen Styles, die besonders am Rhein glänzend und reich sich entfaltete. Dies ist, was man „Uebergangsstyl“ zu nennen pflegt.

Das Hauptmerkmal dieser Epoche, welche die erste Hälfte des 13. Jahrh. umfasst und in manchen Gegenden noch bis über die Mitte des 13. Jahrh. währt, besteht in einem gewissen unruhigen Haschen nach neuen Bildungen und dem sehr energisch auftretenden Bestreben, die alten Formen umzugestalten. Dies äussert sich vorzüglich an dem Hauptbestandtheile romanischen Styles, dem Rundbogen, und dort eben in sehr mannichfacher Weise. Vorab muss indess bemerkt werden, dass wir es hier nicht mit einem Style zu thun haben, der etwa als dritter dem romanischen und gothischen beizugesellen wäre: sondern nur mit einer innerhalb des romani-

schen Formprincips stattfindenden zuerst rein decorativen, und erst später constructiven, d. h. die Gesetzé der Construction umgestaltenden Bewegung; dass demnach von einem Uebergangs-Style, in jenem Sinne, mit Recht nicht die Rede sein kann. Die Bauwerke

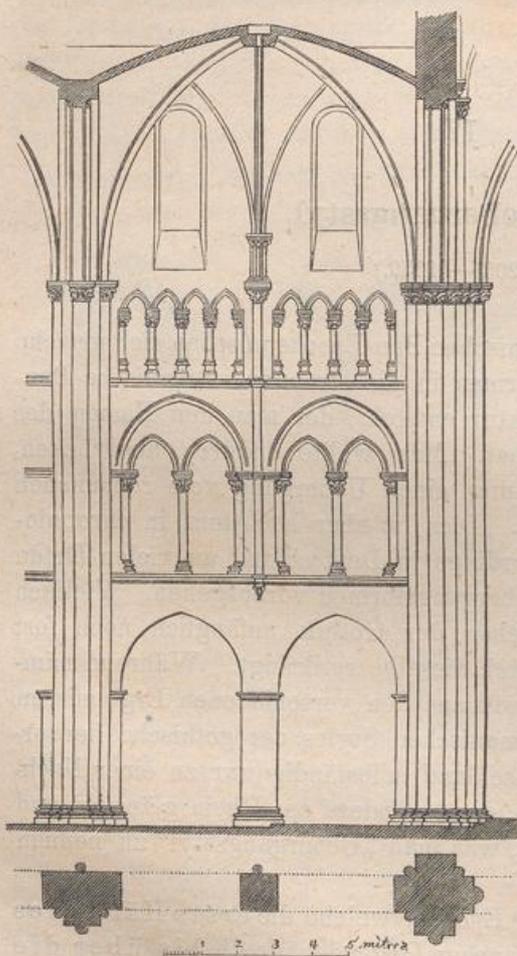


Fig. 55. St. Georg zu Limburg.

der Uebergangszeit enthalten noch durchaus romanische Elemente, theils in der Art der Raumtheilung und der Construction, theils in ihrer Ornamentirung. Allein sie verrathen grösstentheils ein Abarten von der alten Formbildung einerseits und andererseits eine Entwicklung des Constructionsgedankens. Zugleich nehmen sie das fremde Motiv des Spitzbogens auf, wenn auch zu meist nur in decorativem, selten anfangs in constructivem Sinne.

Solche Umgestaltungen im Innern finden sich zuerst bei gänzlicher Beibehaltung rein romanischen Styles am Aeussern. Draussen herrschen noch die rund überwölbten Portale und Fenster, die Rundbogenfriese, die Lisenen in alter Weise. Dagegen sind die rundbogigen Arkaden des

Innern zu *spitzbogigen* geworden, fast immer in jener primitiven stumpfen, schwerfälligen Form des Bogens. So an der Stiftskirche St. Georg zu Limburg (Fig. 55), wo die Arkaden, Galerien und Gewölbe den Spitzbogen zeigen, während die kleinen Fenster noch rundbogig sind. Dies war zunächst durch keine Nothwendigkeit bedingt, sondern lediglich durch die erwachende Lust an der neuen,

noch ungewohnten Form hervorgerufen. Doch gibt es Fälle, wo ein praktisches Bedürfniss eigener Art zu derartiger Aufnahme des Spitzbogens führte. Ein solcher liegt in der Marienbergkirche zu Helmstädt vor, wo von den Arkadenpfeilern die beiden dem Kreuzschiff zunächst stehenden näher an einander gerückt sind, als die übrigen. Da man nun ihre Bögen eben so hoch bilden wollte, wie die übrigen, rundbogigen, so ergab sich als einfachste Consequenz, dass die Scheitel in die Höhe gezogen werden, d. h. dass Spitzbögen entstehen mussten. Etwas Aehnliches kann man an mehreren Orten, z. B. an der Vorhalle der Kirche zu Gebweiler im Elsass beobachten.

Durch gleiche Nothwendigkeit erschien der Spitzbogen da, wo man schmalere Seitenschiffe zu gleicher Höhe mit dem Hauptschiff hinaufführen wollte, eine

Anordnung, die im Allgemeinen selten, sich in verhältnissmässig früher Zeit häufig in Westfalen findet (Fig. 56). Man führte in solchem Falle die Arkadenpfeiler (oder Säulen), die nicht zugleich Gewölbträger waren, zu derselben Höhe mit diesen, verband sie mit denselben durch Bö-

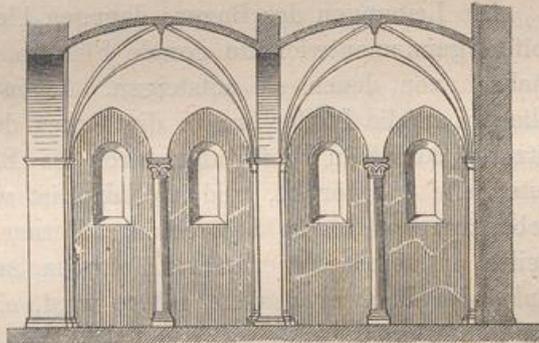


Fig. 56. Arkaden aus S. Servatius zu Münster.

gen (theils runde, theils spitze), und liess nun für das Seitenschiff die Gräte zweier Kreuzgewölbe auf ihnen auslaufen, so dass noch immer jenes Verhältniss der gewölbten Basilika beibehalten wurde, wo zwei kleine Gewölbquadrate jedes Seitenschiffes auf das eine des Mittelschiffes kamen. Bisweilen freilich tritt an die Stelle der beiden Gewölbe des Seitenschiffes ein halbirtes Kreuzgewölbe.

Bei dem unglaublichen Umgestaltungstrieb jener Zeit, der sich mit einem nicht minder grossen Baueifer paarte, mussten diese Anfänge schnell zu bedeutsameren Consequenzen führen. Die Wichtigkeit des Spitzbogens für die Gewölbconstruction wurde bald erkannt. Wir müssen hier an das erinnern, was schon Seite 47 fg. über die Entwicklung des romanischen Gewölbebaues gesagt ist. Streng genommen gehört ja jene ganze Umbildung unter die Kategorie des „Ueberganges“, wie wir denn auch schon dort darauf hingewiesen

haben, dass die allmähliche Ausbildung des Rippensystems der Gewölbe ein Anbahnen der Gothik gewesen sei. In der That fällt auch diese Gewölbentwicklung in die von uns der Uebergangsepoche vindicirte Zeit. Denn es lag nahe, die Scheitelpunkte der Rippen und Gurte hinaufzuziehen, so dass man nicht selten in demselben Bauwerke rundbogige und spitzbogige Gurtungen findet, und zwar meistens so, dass erstere in den östlichen Chortheilen noch herrschen, während plötzlich mit dem Beginne des Kreuzschiffes oder des Langhauses letztere bereits aufgenommen sind. Manchmal trifft man auch spitzbogige Gewölbe bei rundbogigen Arkaden; offenbar war der Bau schon bis über die Höhe der Arkadenbögen fortgeschritten, als man zu der neuen Form griff. Doch ist hierbei immerfort im Auge zu behalten, dass der Spitzbogen der Uebergangszeit jener schwere, stumpf gebrochene ist.

Die Leibungen des Bogens dagegen bleiben vielfach noch unbeholfen, ganz unentwickelte gerade Flächen, entsprechend den Pfeilerflächen, von denen sie aufsteigen. Allein die Vorlage von runden Gliedern an die Pfeiler und in die Ecken derselben führte eine Fortsetzung derselben Profilirung durch die Bögen herbei, wie wir bereits Seite 48 erörtert, und auch dies ist wesentlich als Moment der Uebergangsepoche zu betrachten. Ferner erhält der Pfeiler zuweilen an seinen Ecken Abschrägungen, an welche dann eine Halbsäule oder Dreiviertelssäule gelegt wird, eine Profilirung, die schon in der Blüthezeit des romanischen Styles hin und wieder aufgekommen war, die aber jetzt manchmal auch am Arkadenbogen durchgeführt wird.

In manchen Gegenden war es jedoch um diese Zeit mit den Gewölben ganz anders beschaffen. Während man nämlich alle Formen des Ueberganges schon angenommen hatte, führte man dort die Gewölbe, sei es weil der Sinn für constructive Entwicklung noch nicht so lebendig war, sei es, was wahrscheinlicher dünkt, dass man des leichten Tuffsteinmaterials, welches zu den fortan nur als Füllungen behandelten Gewölbkappen verwandt wurde, entbehrte, noch aus schweren Bruchsteinen bis zu 15 Zoll Dicke auf, legte dann aber, um den Schein von complicirter Gewölbconstruction zu retten, mancherlei sich vielfach kreuzende *Zier-Rippen* vor, die oben im Scheitel sich meistens wieder gemeinsam herunterneigen und dort in einem knospen- oder tropfenartigen Schlussstein endigen; die endlich in gewissen Entfernungen durch Ringe umfasst oder mit tellergrossen Schilden oder Knöpfen verziert sind. Diese Belebungen der

Gewölbflächen, die das Bedürfniss jener Zeit nach organischer Umgestaltung der Baumassen verrathen, dürfen also nicht schlechthin ohne Gewölbuntersuchung zu der Annahme verleiten, dass man hier auf Rippen construirte Gewölbe vor sich habe. In Westfalen habe ich derartige Beispiele in Menge gefunden.

In Zusammenhang mit diesem Streben nach lebendigerer Gliederung des Gewölbebaues steht nun die andere Neuerung, dass die grossen quadratischen Gewölbe des Mittelschiffes oft eine weitere Theilung durch Rippen erhalten. Sie werden sechstheilig, wenn, wie im Dom zu Limburg (Fig. 55) von den zwischen den Gewölbpfeilern angeordneten Arkadenpfeilern Rippen aufsteigen, die im gemeinsamen Schlussstein mit den Kreuzrippen zusammentreffen. Aber selbst achtheilige Gewölbe kommen vor wie in S. Aposteln zu Köln (Fig. 53), wo es an den in der Längensaxe vom Mittelpunkte der Quergurtbögen aufsteigenden Rippen deutlich wird, dass diese Anordnung einen lediglich dekorativen Werth hat.

Nachdem dies erste Stadium durchlaufen war, ergriff der Geist der Umgestaltung auch diejenigen bis jetzt noch unberührt gebliebenen Theile des Baues, die nach aussen sich bemerkbar machen. Am folgereichsten war hier die Weiterbildung der *Fenster*. In der flachgedeckten Basilika lagen die Fenster des Mittelschiffes mit gleichen Abständen von einander in der Mauerfläche vertheilt. Als die Gewölbe aufgenommen wurden, trat insofern eine Veränderung ein, als nun die Fenster so gestellt werden mussten, dass jede Schildwand ein Fenster erhielt. Da indess hierdurch der Lichtöffnungen zu wenige wurden, so ordnete man je zwei Fenster neben einander in die Schildbogenwände und erhielt hierdurch schon *Fenstergruppen* (vergl. Fig. 50).

Die Uebergangszeit, welche diese Gruppen vorfand, behielt dieselben zunächst bei, fing aber an, den Schluss der Fenster spitzbogig zu bilden. Dieser Spitzbogen ist bei manchen jener Bauten ein kaum merkliches Brechen der Halbkreislinie. Zugleich führte man die Fenster tiefer hinab, was namentlich in den Kreuzarmen, so wie in den Nebenschiffen, die mit dem Mittelschiffe gleiche Höhe erhielten, eine beträchtliche Verlängerung der Fenster zur Folge hatte. Aber noch blieb zu viel todte Mauermasse übrig, und grade auf Belebung, Durchbrechung derselben war man bedacht. Man ordnete also bald je drei Fenster zusammen, von denen meistens das mittlere die seitlichen an Höhe überragt (Fig. 57).

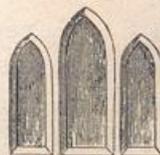


Fig. 57.

Sind dieselben nah an einander gerückt, so umfasst man sie wohl mit Säulen, die dann als Bogen sich fortsetzen und eine völlige *Umrahmung* des Fensters bilden (Fig. 58). Hierauf ging man noch

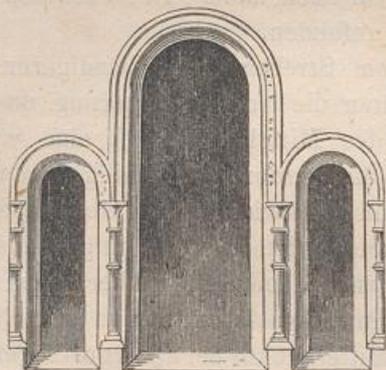


Fig. 58.



Fig. 59.

einen Schritt weiter, indem man zwei solcher schmalen Fenster zusammenstellte, in die Mauerfläche zwischen beiden Fensterbögen ein Kleeblatt- oder ein Rundfensterchen fügte und ein solches Fenster-

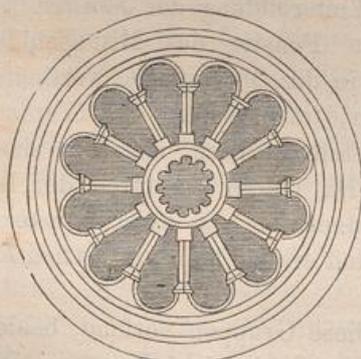


Fig. 60.



Fig. 61.

system durch eine spitzbogige Mauerblende umfasste. (So bei Fig. 59 an St. Gereon zu Köln.) Wie nahe man hier bereits der Form nach dem durchbrochenen gothischen Fenster kam, ist klar. Aber auch dem Wesen nach: denn schon wagte man — und man durfte es bei der künstlichen Construction der Gewölbe — die Umfassungsmauern in der Fensterhöhe schwächer zu bilden, ein Verfahren, welches seine kühnste Entwicklung in der Gothik fand. Dieser Periode gehören auch die reichen, prachtvollen *Radfenster* oder *Rosen* an (Fig. 60), grosse kreisrunde Fenster, die durch speichenartiges

Stabwerk, das in der Mitte in einem Kreise oder einer andern Figur zusammentrifft, in viele Theile zerlegt werden. Am häufigsten kommen sie über dem Westportale vor, wo sie selbst in gothischer Zeit noch angewandt werden; manchmal auch über den Portalen der Kreuzflügel. Eine seltsame Abart von Fensterbildung ist das sogenannte *Fächerfenster* (Fig. 61 von S. Quirin zu Neuss), ein gewöhnliches schmales Fenster, dessen oberer Schluss sich ringförmig mit verschiedenen Rundzacken erweitert. In der Kirche zu Neuss und in anderen rheinischen Bauten kommen solche Fenster an den Emporen und der Oberschiffwand vor. Endlich findet man auch mehrfach, besonders an rheinischen Kirchen, halbirte Radfenster (Fig. 62, in S. Gereon zu Köln), wenn die Obermauer des Schiffes nicht hoch genug für längere Fenster ist.



Fig. 62.

An den *Portalen* beharrt diese Zeit in Anwendung jener reichen Entwicklung, wie sie schon der Blüthezeit des romanischen Styles eigenthümlich war, indess werden

auch hier zugleich Umgestaltungen vorgenommen. Zunächst bricht man den Rundbogen, der bereits an den Arkaden, den Gewölben, den Fenstern sich zeigte. Ausserdem liebt man sehr, die jetzt in Schwung kommende *Kleeblattform* hier anzuwenden, deren mittleres Glied manchmal rund, manchmal spitz gebildet wird. (Vergl. Fig. 63 a und b und das prächtige Portal an einer Kapelle zu Heilsbronn unter Fig. 64.)

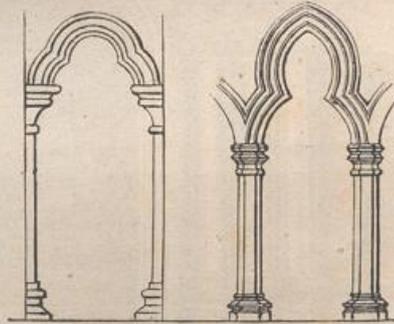
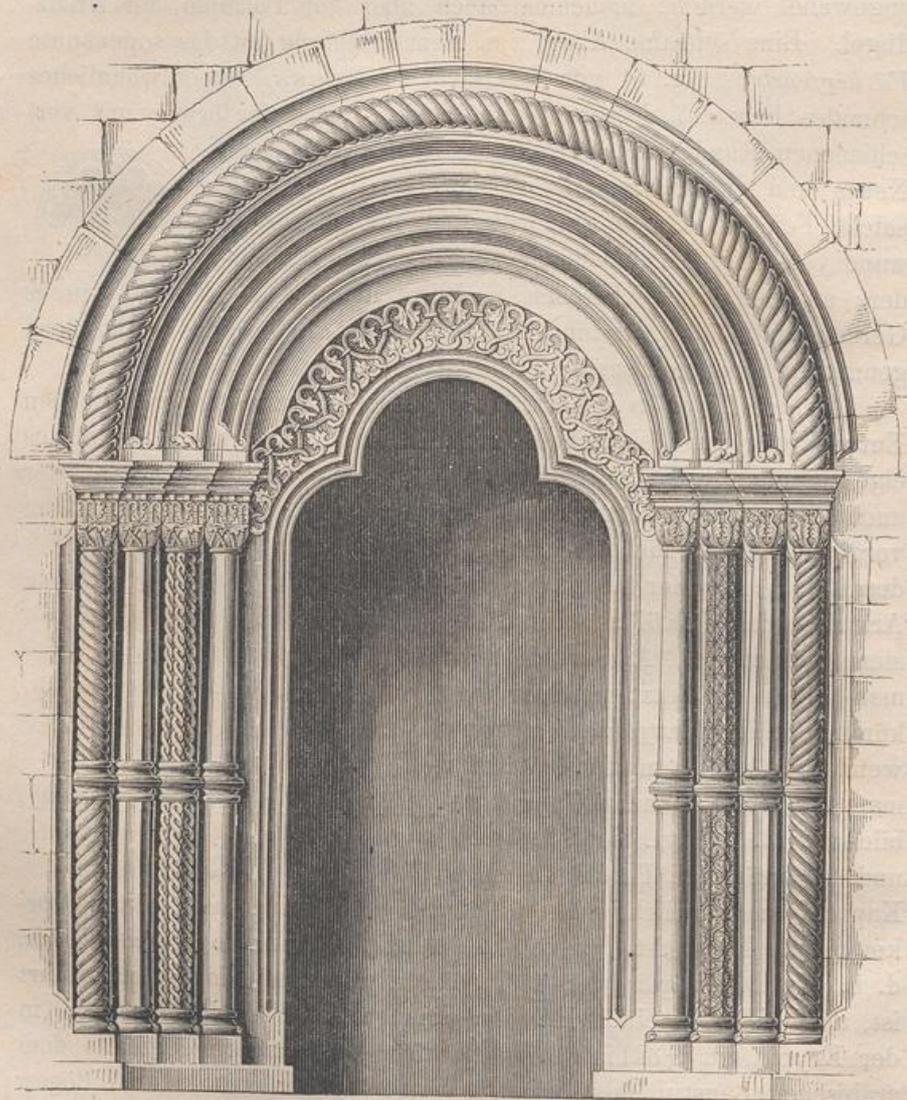


Fig. 63.

Eine sehr selten vorkommende Form ist der von den Arabern entlehnte *Hufeisenbogen*, d. h. ein Rundbogen, der über seine Fusspunkte hinaus fortgeführt ist, also mehr als einen Halbkreis macht. Man findet ihn z. B. in der Krypta zu Göllingen (Fig. 65). Eine andere ebenfalls dem arabischen Baustyl entstammende Form ist der mit kleinen Bögen zackenartig besetzte Rundbogen (Fig. 66), wie ihn die Vorhalle von St. Andreas in Köln und die Schlosskapelle zu Freiburg an der Unstrut aufweisen.

Endlich erfahren auch die *Gesimse* eine Umgestaltung. Die kleinen Rundbögen derselben verwandeln sich in Spitzbögen oder in die Kleeblattform; auch kommt es namentlich bei Ziegelsteinbauten vor, dass

ein Rundbogenfries so angeordnet wird, dass seine Schenkel sich kreuzen, und also spitzbogige Figuren hervorbringen. Ueberhaupt



16 F. Rh.

Fig. 64. Portal zu Heilsbrunn.

erhalten diese Gliederungen reichere Profile. Sämmtliche Säulchen, sowie die Fortsetzungen derselben an Thür- und Fenstereinfassungen

pflügen in dieser Zeit ringförmige Verzierungen anzunehmen, die in gewissen Abständen sich wiederholen. So an dem unter Fig. 64 mitgetheilten Portal zu Heilsbronn.

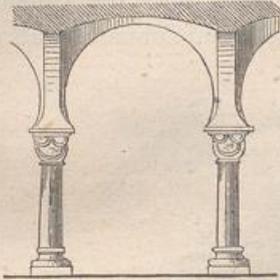


Fig. 65. Göllingen.

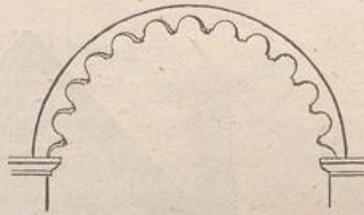


Fig. 66. Freiburg.

In der *Ornamentik* wird im Wesentlichen die Stufe der romanischen Blüthezeit beibehalten; doch findet theilweise ein Zusammendrücken und Herausschwellen der Glieder, namentlich der Basen (Fig. 67) und der Kapitäle statt; während letztere auch gern eine langgestreckte glockenartige Form annehmen und oft durch hohen Adel und Schwung des vegetativen Schmuckes sich auszeichnen. Besonders bestimmend für das letzte Stadium des Ueberganges sind Kapitäle, die aus mehreren übereinander an langen Stielen sitzenden, manchmal blattartig gestalteten Knollen gebildet werden (Fig. 68). Ja, selbst das freier geschwungene, der Natur nachgeahmte Blattwerk der Gothik findet sich in einzelnen Vorläufern wohl schon bei Uebergangsbauten ein.

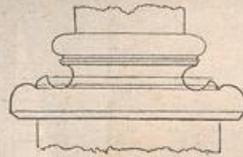


Fig. 67.

Alle diese Umgestaltungen sind bewerkstelligt, ohne den romanischen Charakter der Raumtheilung, überhaupt des Grundrisses, zu berühren. Nur findet sich zuweilen, (Fig. 69) die Chorapsis polygon gestaltet, manchmal mit Beibehaltung des Halbkreises im Innern, manchmal mit völliger Durchführung des Polygons. Denn auch hier genügt nicht mehr die einfache ununterbrochene Rundlinie, da man einmal das Princip einer strengeren organischen Gliederung der Massen angenommen hatte. Mit diesem letzten Schritte war der Rundbogen völlig aus dem Bauwerke be-



Fig. 68. Kapital vom Dom zu Magdeburg.

seitigt; in der sich anschliessenden gothischen Periode wurde nun der Spitzbogen als herrschendes Princip bis in's Einzelste durchgeföhrt.

Was die Zeitbestimmung dieser Epoche betrifft, die wir bereits gegeben haben, so ist besonders zu bemerken, dass die Uebergangsformen in manchen Ländern nur wenig Jahre einnehmen, während sie

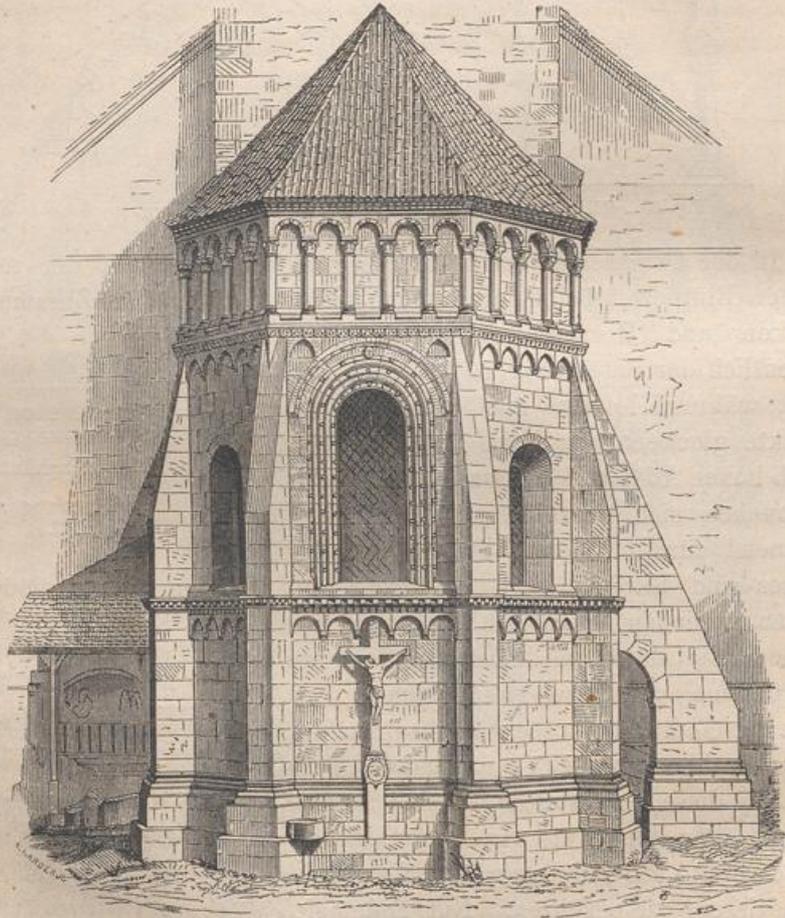


Fig. 69. Chor der Kirche zu Pfaffenheim.

in andern durch mehr als ein halbes Jahrhundert herrschend bleiben. Diese Thatsache findet ihre Erklärung in dem Charakter der verschiedenen Völker, so wie in ihrer äusserlichen Stellung zum damaligen Weltverkehr. Dass in Nordfrankreich und England der Uebergangsbau nur geringe Zeit dauert, und dass man dort schon in der letzten Hälfte des 12. Jahrh. gothisch baute, während man in Deutschland

noch tief im Romanischen steckte; dass ferner der Rhein am ersten nachfolgte; dass die Baustyle sich am schnellsten in den Küsternländern verbreiten, während Binnenländer wie Westfalen, Mittel- und Süddeutschland, so wie Oesterreich lange zurückblieben, wird demnach Niemanden Wunder nehmen. In Westfalen z. B. pflegt die Entwick-

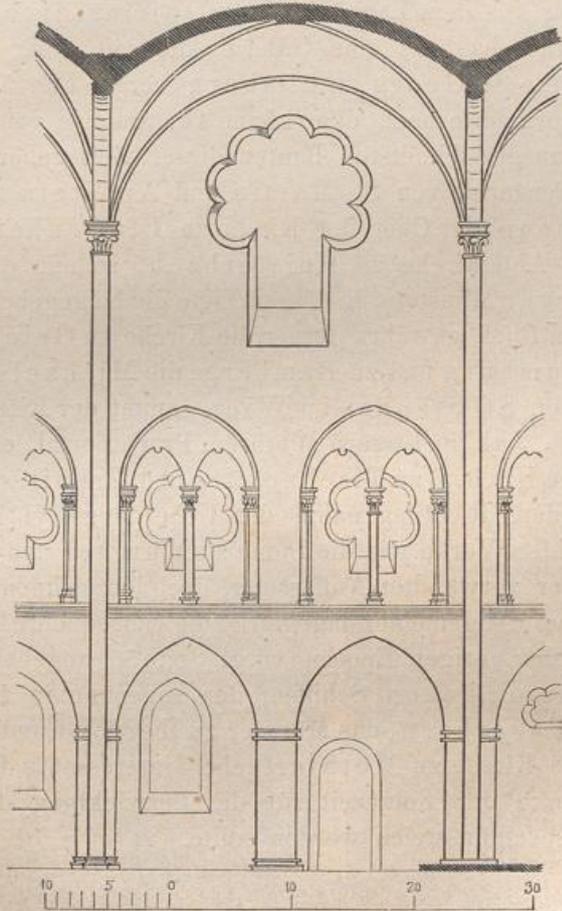


Fig. 70. Quirinskirche zu Neuss.

lung der mittelalterlichen Architektur hinter der des Rheines um etwa ein halbes Jahrhundert zurückzustehen. Alle diese Verhältnisse, die die Zeitangaben so sehr erschweren und absolute, allgemein gültige Zahlen nur annähernd zulassen, müssen bei der Betrachtung und Beurtheilung mittelalterlicher Bauwerke wohl beachtet werden.

Die glänzendste Blüthe hat diese Epoche wie gesagt in den Rhein-

landen erlebt. Hier findet sich zugleich in manchen Kirchen die Anordnung von *Emporen* über den Seitenschiffen, wovon bereits S. 31 die Rede war. Wo aber auch solche Emporen nicht angetroffen werden, pflegt in der Regel die Obermauer des Langhauses über den Arkaden durch Blendbögen auf Säulen, die oft mit schmalen, in der Mauerdicke liegenden Laufgängen in Verbindung stehen, gegliedert zu sein. Die Abbildung aus dem Langhause der Quirinskirche zu Neuss (Fig. 70) veranschaulicht eine Galerie, die mit einer Empore verbunden ist. An St. Georg zu Limburg (vergl. Fig. 55) kommt sogar zur Emporgalerie noch eine kleine Obergalerie von Blendbögen.

Zu den ausgezeichnetsten Bauten dieser Zeit gehören noch: die Chöre und Kreuzarme von St. Martin und Aposteln zu Köln, das Münster zu Bonn, der Chor der Kirche zu Pfaffenheim im Elsass (Fig. 69), die Abteikirche zu Heisterbach, sodann das Querschiff des Freiburger Münsters, in dessen Tiefe die beigegebene Abbildung (Fig. 70) einen Blick gewährt, ferner die Kirche zu Gelnhausen, die Dome zu Naumburg und zu Bamberg, die Michaelskirche und die Façade von St. Stephan zu Wien sammt der Riesenpforte, die Abteikirche St. Ják in Ungarn mit ihrem Prachtportal, einem Unicum seiner Art, die Kirchen zu Tischnowitz und Trebitsch in Mähren.

Eine andere Richtung nahm der Uebergangsstyl in Westfalen. Zwar bilden hier Werke wie die Dome zu Münster und Osnabrück Beispiele einer verwandten Auffassung, doch bezeichnen sie hier nur eine Ausnahme. Allgemeiner dagegen ist die consequente Durchführung der schon in der vorigen Epoche (vergl. Seite 55) angebahnten Anlage mit drei gleich hohen Schiffen, der sogenannten *Hallenkirchen*. Der Dom zu Paderborn, das Münster zu Herford und in kleinerem Masstabe die Kirche zu Methler geben interessante Belege dieser Bauform, die in der Folgezeit für die Entwicklung der deutschen Architektur so einflussreich werden sollte.



